

Lieber Peter, liebe Gastgeber, lieber Gäste –

ich freue mich sehr über den Preis. Es ist das erste Mal, daß ich einen Preis bekomme, und daß es gerade dieser ist, hat für mich als gebürtige Frankfurterin natürlich besondere Bedeutung. Als er zum ersten Mal verliehen wurde, an Wolfgang Koeppen, war ich sieben Jahre alt. Das ist einunddreißig Jahre her.

Vor der Antrittsrede war mir allerdings von Anfang an bange, obwohl Joachim Netz und Cornelia Grebe mir zuredeten wie einem lahmen Gaul – das Fest-Pferd, das am Dienstag gewogen wird, braucht hoffentlich weniger Zuspruch – und mich beruhigten. Schließlich nahm ich den Band mit Zeltreden zur Hand. Ich hätte nichts dagegen gehabt zu klauen, aber klauen (in aller Öffentlichkeit!) muß man auf anmutige Weise, und das wollte mir nicht gelingen, zumal ich mir dachte, daß ich Eva Demskis Rede gerne gehalten hätte, zumal ich mich bei der so hübschen Vorstellung, wie Katja Lange-Müller mit „rauchender Rübe“ – vermutlich auch rauchender Zigarette – an ihrer Rede schreibt ganz verhakete und gar nicht mehr weiterkam. Ich stellte immerhin beim Lesen fest, daß die meisten meiner Vorgänger bei der Antrittsrede befangen waren – bei der Abschiedsrede hingegen zwar abschiedsbekümmert, ansonsten aber zuversichtlich und zutraulich. Dann halte ich eben erst die Abschiedsrede! dachte ich mir, und nach einem Jahr, wenn ich mich schon auskenne, die Antrittsrede.

Außerdem trifft sich eine Abschiedsrede, die sich ja an das vergangene Jahr erinnert, mit dem, was eine hartnäckige Neigung meines Schreibens ist, das sich fast immer mit der Erinnerung beschäftigt, möglichst mit der Vergangenheit und der Erinnerung. Ich finde, man kann sich gar nicht genug erinnern. Man kann sich unglücklich und falsch erinnern, wie man alles falsch machen kann – aber genug erinnern kann man sich nicht. Dabei meine ich mit Erinnern nichts, was sich beständig rückwärts wendete. Die Erinnerung vergegenwärtigt, sie holt etwas in die Gegenwart. Sie vervielfältigt, weil die Gegenwart natürlich gegenwärtig bleibt, aber um das Erinnerte bereichert ist. Deswegen fange ich gleich an, mich zu erinnern – Peter Weber hat mir die Streuobstwiesen gezeigt, und ich weiß schon, daß ich nächsten September Apfelmus gekocht und dort, am Hang, gesehen haben werde, wie die Vögel kreisen, kreisen und plötzlich niederstürzen, und daß mir auf dem Rückweg dann und wann jemand begegnet sein wird, dem ich Guten Tag gesagt haben werde. Ich werde grübelnd und murrend durch das Haus gelaufen sein, laut Sätze vor mich hingesagt haben und auf- und wieder um- und umgeschrieben. Manchmal werde ich gezögert haben, einkaufen zu gehen, aus schierer Schüchternheit. Und ich werde mich zerrissen gefühlt haben zwischen Berlin und Bergen – denn in Berlin habe ja nicht nur ich eine Wohnung – am besten wäre ich natürlich doppelt und gleichzeitig da und dort! Ich erinnere mich jetzt auch schon daran, daß ich Lesungen vorgeschlagen und organisiert haben werde und bange überlegt, ob Sie wohl kommen? Die Grammatik, das Futur II in diesem Fall, hat etwas ungeheuer beruhigendes. Nächstes Jahr werden Sie sich nämlich hoffentlich daran erinnern, daß Sie durchaus gekommen sind und neugierig waren! Ich bin froh, hier nicht nur Gast, sondern auch Gastgeberin zu sein, und am liebsten würde ich Ihnen jetzt gleich erzählen, wen ich eingeladen haben werde, Cécile Wajsbrot etwa, die Pariser Schriftstellerin, die ein so kluges Buch über Berlin geschrieben hat, oder – aber das verrate ich jetzt nicht.

Und nun lasse ich doch die reizende Grammatik des Futur II beiseite, weil ich Ihnen sagen möchte, was mir an Ihrer Institution des Stadtschreibers besonders einleuchtet. – „Man fühlte sich frei, indem man mit dem Allgemeinen vertraut war“, beschreibt Goethe die Straße, in der er geboren und aufgewachsen ist, und mir scheint, dieser Satz bringt die Stadtschreiberidee auf den Punkt. Sie helfen hier, in Bergen-Enkheim, einen Widerspruch aufzulösen, der im

Grunde keiner sein sollte, den Widerspruch zwischen dem zurückgezogenen, wohl menschenscheuen Schriftsteller, der allenfalls als Zierereimit taugt, und einer womöglich liebenswürdig mitteilbaren Person, deren Beruf es ist, Gedanken zu erfinden, zu formulieren, und zwar so, daß sie von Bedeutung für andere sind. Das Stadtschreiberamt macht den Stadtschreiber zum glücklichen Zwitter – zur Person mit zwei Wohnsitzen etwa, zur öffentlichen Person im eigenen privaten Raum, der aber wiederum auch öffentlich gestiftet ist. Zum Eigenbrötler, der trotzdem willkommen ist. Dies Amt befreit aus einer verfälschenden Vorstellung vom Privaten.

Es ist, finde ich, ein merkwürdiges Phänomen, daß die Schere zwischen privat und öffentlich immer weiter auseinandergehalten wird, und zwar oft künstlich, manchmal ideologisch, manchmal hämisch. So kommt es dahin, daß immer vehementer, unbefangener, auch schamloser in Persönlichstes eingegriffen wird, etwa debattiert werden muß, ob Erbanlagen vor einer beruflichen Einstellung geprüft werden dürfen, ob Leute, die keine Kinder kriegen egoistisch sind, welche Eingriffe in das Persönlichkeitsrecht zum Schutz vor Terrorismus erlaubt sind. Andererseits wird das Private, Eigenwillige, sogenannter Individualismus als egoistisch, jedenfalls unpolitisch verunglimpft. Im Effekt kommen wir oft gar nicht auf die Idee, uns in unseren privaten Handlungen als öffentlich, als Teil der Öffentlichkeit zu verstehen – was doch eine Frage der Perspektive ist! Denn so viel unserer Alltäglichkeit findet im Öffentlichen statt – Einkaufen zum Beispiel, zum Arzt gehen und im Wartezimmer warten, mit dem Bus fahren oder mit der U-Bahn, jemanden anrempelein oder jemandem helfen. Und ebenso oft stellen wir in unseren vier Wänden eine Art Öffentlichkeit her, indem wir für Freunde – oder auch für Unbekannte – kochen, beim Essen debattieren und Meinungen austauschen, indem wir Formulierungen, Gedanken ausprobieren, weitertragen. Mir scheint, die Trennung zwischen Privatem und Allgemeinem, zwischen Individuellem und Öffentlichem ist in vieler Hinsicht ein Mißverständnis und manchmal sogar unsinnig. Natürlich gibt es juristische Aspekte, soziologische – es wäre sehr leichtsinnig, in Ulrich Becks Gegenwart derlei nicht gebührend zu erwähnen. Trotzdem frage ich: Wie wäre es, wenn jeder von uns sich tatsächlich als öffentlich auffaßte, wenn wir die Straße entlanggingen und empfänden, daß es unsere Straße ist, da wir die Bürger sind, die folglich mit jeder unserer Handlung diese Öffentlichkeit schaffen und mitgestalten? In London überraschte mich der Anblick verschiedenartiger Straßenlampen, abwechselnd aufgestellt in einer Straße: die Bürger des Stadtteils sollten abstimmen, welche Laterne sie vorziehen, unter welchen Lichtern sie lieber langgehen möchten!

Ich meine nicht nur den Wunsch, daß die Leute mehr Verantwortung übernehmen, Straßenlampen aussuchen, keine Cola-Dosen auf die Straße schmeißen oder darauf verzichten wie Goethe in seinem gelobten Hirschgraben Geschirr aus dem Fenster zu werfen. Was ich mir vorstelle ist eine Art Zivilität, die im Öffentlichen, aus den alltäglichen Handlungen Maßstäbe für das schafft, was Kriterium des Politischen sein soll. Im Grimmschen Wörterbuch ist unter dem Stichwort Zivilität aufgeführt: ein ehrliche höfliche und burgerliche zucht, wohlhaltung, schönstandt – und bescheidenheit, freundlichkeit.

Das ist hübsch, sagen Sie jetzt vielleicht, aber ist es mehr als eine freundlich-harmlose Vorstellung? Ich glaube ja, weil ich doch, berufsbedingt, an die Vorstellungskraft glaube. „Die Vorstellungskraft“, sagt Baudelaire, „ist die Königin der Fähigkeiten, und die Wahrheit ist eine ihrer Provinzen.“

Ein Beispiel, daß ich nach fast zwanzig Jahren erst begreife, möchte ich nennen, ein Beispiel dessen, was ich mir unter Zivilität vorstelle. Einige von Ihnen erinnern sich noch an die Frankfurter Buchhändlerin Melusine Huss. Ich wünsche mir so sehr, Melusine Huss wäre heute hier, daß sie doch beinahe anwesend sein muß. In ihre Buchhandlung trat man ein, um sich ebenso frei wie geborgen zu finden, denn sie gab einem das Buch, das man gerade brauchte, sie schien die Fähigkeit zu haben, den Einzelnen in seinem Eigenwillen, seinem

Befinden zu erraten – und mit dem Buch brachte sie dies scheinbar bloß private in Gesellschaft.

Sie saß oft, rauchend, an ihrem Tisch, so sehe ich sie vor mir, sie hob den Kopf und lächelte, auch wenn ihr Leben gerade weder leicht noch heiter war. Zu jung, um als Vertraute in Frage zu kommen, spürte ich das durchaus, begriff aber damals nicht (auch wenn ich es schon bewunderte), wie sie immer so klar und vergnügt und großzügig sein konnte. Jetzt begreife ich es besser. Vergnügtheit ist nicht ein persönlich-zufälliger Zustand – sondern eine Haltung. Sie fällt einem nicht in den Schoß, jedenfalls nicht immer: sie ist geradezu eine zivilisatorische Leistung. Sie ist auch nicht bloß angenehm, sondern sie schafft etwas, nämlich Offenheit, Neugierde, zuversichtliche Wachheit. Sie läßt im Idealfall den einzelnen begreifen, daß er nicht nur er selbst ist, verstrickt und eingeschlossen in seine eigenen Belange – denn es gibt ein Buch für ihn. Es gibt hundert Fäden, die ihn mit den anderen verbinden. Es gibt einen Raum, der sich nicht vor ihm verschließt, sondern sich öffnet, und in dem andere sind. Das ist ein Teil dessen, was Politik ausmacht, und nicht der geringste. Sie merken es – ich halte dafür, daß Vergnügtheit und offene Freundlichkeit bewußte Entscheidungen sind oder sein können, daß der Beschluß eines jeden von uns, wie es zugehen soll zwischen Menschen, nicht der rationalen Entscheidung entzogen werden darf, indem Innerliches und Inwendiges zum determinierenden Motor menschlichen Handelns gemacht wird – denn sonst hat Zivilität es schwer, und die Spaltung zwischen Öffentlichem und Privaten wird weitergetrieben, zum Schaden des Privaten wie des Politischen. In Bergen-Enkheim, wo das Stadtschreiberamt erfunden wurde, scheint man das zu bedenken.

Als vergnügter Zwitter, Ziereremit, als Gast und Gastgeberin danke ich Ihnen. Ich freue mich sehr darauf, mit dem Allgemeinen vertraut und dabei frei zu sein.